



Lesereise

Kambodscha

Erik Lorenz

Ein Tuk-Tuk

in Angkor

Picus

Erik Lorenz

Lesereise Kambodscha

Ein Tuk-Tuk in Angkor

Picus Verlag Wien

Inhalt

»Ich hatte das Gefühl, um mein Leben zu lernen« <i>Zwischen den Welten</i>	9
Wenn der Frosch aus dem Brunnen hüpf <i>Nico Mesterharm zeigt mir die Kunstszene Kambodschas</i>	21
Drei Maiskolben für ein besseres Leben <i>Besuch bei Peter Willers und dem Minenräumverband sechs</i>	32
Auf der Suche nach der Insel der Ruhe im Meer des Lärms <i>Streifzug durch Siem Reap</i>	47
Ein »Tuk-Tuk« in Angkor <i>Seit Khim Sok Touristen zu den Tempeln fährt, fühlt er sich frei</i>	57
Der hervorragende Maler <i>Vom großen Einfluss einer kleinen Geste</i>	65
»Nicht alle Vietnamesen sind schlecht!« <i>Ein Hoffnungsträger, eine Wahl und ein Sündenbock</i>	72
Wenn Träume wahr werden <i>Neuanfang auf einer einsamen Insel</i>	89
Aus dem Schatten ins Licht <i>Die Lederbilder der Kleinen Engel</i>	99
Anlong Pi <i>Mit acht Jahren begann Im Eath im Müll zu leben</i>	108
Mondulkiri <i>Eine Dschungelwanderung</i>	119

»Ich hatte das Gefühl, um mein Leben zu lernen«

Zwischen den Welten

»Hör auf zu weinen!«, befahl der Soldat dem zehnjährigen Yim Savy und wandte sich seinem Kameraden zu, der gerade einen blutenden Mann aus dem Haus schleifte. Aber Savy schluchzte weiter – und der Soldat begann erneut zu brüllen: »Er ist nicht dein Vater. Er ist ein Verräter. Und Verräter müssen sterben.« Mit brennenden Tränen in den Augen beobachtete Savy, wie sein Vater fortgeschafft wurde. Nicht auf Geheiß eines Richters, sondern weil Angka es so wollte – Angka, der große Machtapparat, von dem weder der Junge noch irgendwer aus seiner Familie wusste, wer oder was sich dahinter genau verbarg. Erst Jahre später erfuhr er, dass es Pol Pot war, der Bruder Nummer eins und Führer der Kommunistischen Partei, der die Fäden in der Hand hielt. Sein Schreckensorchester regierte Pol Pot aus dem Verborgenen.

Wenn Angka sagte, jemand sei ein Verräter, dann musste er sterben. Und für die »Steinzeitkommunisten« gab es überall Verräter, beispielsweise Menschen, die lesen und schreiben oder gar eine fremde Sprache sprechen konnten. Verdächtig wurde, wer auffiel. Wer eine Brille trug, wur-

de beschuldigt, im kapitalistischen Sinne hübsch aussehen zu wollen. Und wer hübsch sein wollte, galt als faul und musste bestraft werden. Häufig wurde den Verdächtigen unterstellt, sie seien CIA-Agenten.

Der Vater des Jungen hatte unter Lon Nol, der vorhergehenden Regierung, als Polizist niedrigen Ranges gedient. »Die Kommunisten hassten alle Beamten«, erinnert sich Savy. »Sie erschlugen ihn.« Auch die Familie seines Onkels – eine Lehrerfamilie – wurde ausgerottet. Weil Angka es befahl. Von zwölftausend Lehrern im Land überlebten gerade dreihundert.

Für den Jungen war das Martyrium nicht zu Ende. »Zusammen mit zweihundert anderen Familien, mit denen wir uns einen einzigen Speisesaal teilten, wurden wir in einem Lager untergebracht. Das Schlimmste für mich war, dass die Familien aufgelöst und wir Kinder von unseren Eltern getrennt wurden.«

Die Herrschaft Pol Pots und seiner maoistisch-nationalistischen Guerillabewegung, den Roten Khmer, war der neue Tiefpunkt einer Kindheit, die ohnehin alles andere als idyllisch war. Savy wurde 1967 geboren, drei Jahre vor Beginn des Bürgerkriegs. Zunächst besuchte er eine ländliche Klosterschule, aber als die Gegend 1973 in den Strudel der Kämpfe geriet und heftig bombardiert wurde, war daran nicht mehr zu denken.

Als die Roten Khmer zwei Jahre später ihr »Demokratisches Kampuchea« ausriefen, wurde das

gesamte Gesellschaftssystem umgekrempelt. Für den Jungen hieß das: Feldarbeit statt Schulbank. Von früh bis spät sammelte er mit anderen Kindern Kuhmist, um die Reisfelder zu düngen. Reisfelder – das war das große Thema der Roten Khmer. Massenweise wurden Menschen aus der Stadt aufs Land gezwungen, um in »Kooperativen« Reis anzubauen. Phnom Penh und andere Städte verwaisten.

»Das war ihre Vorstellung von einer modernen Gesellschaft«, erinnert sich Savy. »Alle Menschen sollten fortan gleich sein. Es sollte keine Korruption mehr geben. Ein Sprichwort besagte: Die Farm ist deine Schule, der Spaten dein Stift, das Reisfeld dein Papier!«

Jeglicher Gedanke sollte der Feldarbeit und der Revolution gelten. Deshalb wurden Schulen, Bibliotheken und Museen zerstört, Geld vernichtet, Banken gesprengt, Tempel und Kirchen niedergebrannt. Selbst Krankenhäuser wurden geschlossen, Schwerkranke aus ihren Krankenhausbetten und Ärzte aus Operationssälen getrieben. Alles Kapitalistische sollte abgeschafft werden: Feiertage, Geschäfte, Make-up, Uhren, Bücher. Es blieb einzig der natürliche Lauf der Dinge, der Tag und die Nacht und die zwei Jahreszeiten. Und primitive, endlose Arbeit. Unterstützt von Maos China und abgeschottet von der restlichen Welt versuchten die Roten Khmer zwischen 1975 und 1979 alles Gewesene zu vernichten. »Pol Pots Vorstellung war: Für eine neue Gesellschaft braucht man neue Menschen«, sagt Savy. »Die alten Leute waren schlech-

te Menschen, denn sie hatten imperialistische, schmutzige Gehirne, besonders die Intelligenten. Die Kinder waren gute Menschen, sie hatten reine Gehirne. Deshalb holten die Roten Khmer die Kinder aus ihren Familien und schnappten sich Straßenkinder. Sie erzogen sie schlecht und verpassten ihnen eine Gehirnwäsche. Bis sie grausam wurden. Wie Roboter. Für diese Kinder war jeder, der kein Anhänger Angkas war, ein Feind.«

Die einzige Religion und einzige Familie des neuen Menschen sollte die Partei sein. Der Buddhismus und die anderen Religionen wurden verboten, Mönche aus ihren safrangelben Kutten gezerzt und vertrieben oder getötet. Ohnmächtig erstarrte das ganze Land.

Täglich wurde der Junge mit Propaganda beschallt, die morgens und abends aus dem Lager-radio dröhnte. »Sie versprachen uns: Wenn wir den Sozialismus erreichen, leben wir wie im Himmel. Dann gibt es alles, was wir brauchen. Weniger arbeiten, mehr essen. Das hat jeder Khmer in irgendwelchen Speisesälen zu hören bekommen. Tatsächlich gab es all die Jahre fast nur wässrigen Reisbrei.«

Abends dann Gehirnwäsche: Kleine Handlanger predigten die Anstrengungen, derer es bedurfte, eine neue Gesellschaft zu errichten. Der große revolutionäre Kampf erfordere es, beharrlich die Reisfelder zu bestellen, mutig Kanäle zu graben und energisch den Wald zu lichten. »Als moderne Gesellschaft brauchen wir kein Geld, sondern

Reis«, sagten sie. »Wir müssen so viel Reis wie möglich produzieren und so wenig wie möglich essen. Mit dem Reis können wir Traktoren kaufen, Autos, ja sogar Flugzeuge.« Fahren und Fliegen würde für alle kostenlos sein.

Zunächst müsse aber mehr gearbeitet und weniger gegessen werden. Zu wenig.

»Insgesamt starben in den vier Jahren Herrschaft der Roten Khmer zwei Millionen Menschen«, sagt Savy. »Jeder vierte Kambodschaner. Sie verhungerten, wurden erschlagen, ermordet. Darunter viele meiner Verwandten und Freunde. Und mein Vater.«

Savy lässt sich gegen die Stuhllehne zurücksinken. Er atmet tief durch. Die Erinnerungen haben ihn sichtlich aufgewühlt.

Der Junge von damals ist zu einem unscheinbaren, schmalen Mann mit einem freundlichen Lächeln und wachen Augen herangewachsen. Wir sitzen in einem Restaurant in Siem Reap. Es liegt an einer Kreuzung und ist offen zu beiden Straßen, auf denen unentwegt halbautomatische Motorräder vorbeirasen. Ihre Motoren husten und heulen. Gegenüber wird in einer Werkstatt geschweißt und gehämmert. Obwohl das Restaurant von Lärm erfüllt ist, spricht Savy sehr leise, flüstert fast. Ich muss mich weit über den Tisch lehnen. Manchmal kann ich ihn kaum verstehen.

Als ich Cola für uns bestelle, gieße ich meinen Doseninhalt in das Glas, das die Kellnerin mit einem Strohalm auf den Tisch gestellt hat. Savy

hingegen hebt das Glas ins Licht, betrachtet es mit gerunzelter Stirn und putzt es dann mit einer Serviette. Die Reinigung hält einer weiteren Überprüfung nicht stand. Seufzend nimmt Savy seinen Strohhalm, wischt ihn kurz ab und steckt ihn direkt in die Dose. Ein Verhalten, das hier seltsam deplatziert wirkt.

1979 marschierten die Vietnamesen in Kambodscha ein, um die Roten Khmer zurückzudrängen. Savy konnte in sein Heimatdorf zurückkehren. »Die neue Regierung war etwas besser als die alte. Wenn wir etwas zu essen hatten, durften wir es auch tatsächlich selbst essen.«

Savy ging in Phnom Penh wieder zur Schule und schaffte trotz verpasster Schuljahre sein Abitur. Er wollte unbedingt lernen – und studieren. Zur Schulbildung gehörte auch marxistisch-leninistische Philosophie. »Erst habe ich den Mao-Sozialismus von Pol Pot und dann Vietnams Ho-Chi-Minh-Sozialismus kennengelernt. Und immer wurde uns gesagt: ›Wenn wir den Sozialismus erreichen, leben wir wie im Himmel. Schöne Straßen, Stromleitungen, sauberes Wasser, viele Autos.«

Er erfuhr, dass einige wenige »Glückliche« in den sozialistischen Bruderstaaten studieren durften, in Kuba, der Sowjetunion, der Tschechoslowakei, Ungarn – oder der DDR. Als Savy 1988 in Rostock sein Ingenieursstudium aufnahm, sah er den Himmel, den die Roten Khmer stets versprochen hatten. »Es war ein richtiger, ein echter Himmel.«

Savy kam aus dem Staunen nicht heraus: Auf

den Straßen fuhren viele Autos. Und in den Wohnungen gab es Strom und Wasser aus der Leitung. Es gab Brot, das nicht immer frisch, aber immerhin erhältlich war. Und er staunte über die Palette der Nahrungsmittel. Neben Reis gab es Weißkohl, Kartoffeln, Möhren und Milch. Und es gab Toiletten zum Draufsetzen. Begeistert habe er in einem Brief nach Hause auch über die Toiletten berichtet: »Wenn wir den wahren Sozialismus erreichen, können wir sogar am Klo schlafen! Es stinkt nicht, ist ganz sauber.« Savy kichert. Dabei wird seine Stimme piepsig. »Das habe ich geschrieben!«, wiederholt er lachend, seine Stimme so hoch, dass ich die Worte kaum entschlüsseln kann. Er kichert, bis ihm Tränen in die Augen treten. Dann beruhigt er sich langsam und wird wieder ernst.

»Der Sozialismus in der DDR war ein anderer als in Kambodscha«, sagt er. »In meiner Heimat war er nicht nur eine Utopie, sondern eine kriminelle Utopie.« Gedankenversunken greift Savy mit einer Hand, die leicht zittert, nach seinem Strohhalm und schlürft etwas Cola. »Die Führer der Roten Khmer haben eines geschafft: Alle Menschen waren gleich – aber nicht gleich gut, sondern gleich schlecht. Gleich grausam.« Dann sieht er mich direkt an: »Damals habe ich nicht verstanden, was sie mit dem ganzen Leid bezwecken wollten, das sie über die Menschen brachten. Wofür sollte das gut sein? Ich verstehe es bis heute nicht.« Sein Blick bleibt ratlos leer.

Das Studium in der DDR war zwar kostenlos.

Aber es gab eine entscheidende Bedingung: Als ausländischer Student musste er in allen Prüfungen mindestens eine Vier erreichen, sonst drohte die Rückreise. In Kambodscha herrschte jedoch noch immer Bürgerkrieg, in dem junge Männer als Soldaten dienen mussten. In heruntergekommenen Uniformen, ohne Medizin und mit wenig und schlechtem Essen. »Für Waffen und Munition hat es aber immer gereicht«, fügt Savy hinzu und schüttelt sich. Weil er partout nicht zurückwollte, legte er sich ins Zeug. »Lieber fleißig lernen, als mit der Kalaschnikow schießen.« Und lernen musste er mehr als seine deutschen Kommilitonen. Denn er musste das anspruchsvolle Studium in einer Sprache schaffen, von der er bei seiner Ankunft in der DDR kein einziges Wort beherrschte. Er konnte weder auf Kenntnisse anderer europäischer Sprachen zurückgreifen noch Vokabeln nachschlagen. Weil es nicht einmal ein Khmer-Deutsch-Wörterbuch gab. Es verwundert daher nicht, dass viele seiner Landsleute scheiterten – und nach Kambodscha zurückfliegen mussten. Savy gab nicht auf. Freunde halfen ihm, erklärten Wörter und Sätze anhand von Bildern und Gesten. »Ich hatte das Gefühl, um mein Leben zu lernen. Ich wollte verstehen. Das half, die Sprache zu meistern.«

Dann kam die Wende. »Es war unfassbar!«, ruft Savy und lacht. »Wirklich unfassbar! Tagsüber arbeiteten die Leute und abends demonstrierten sie. Die friedlichen Demonstrationen haben mich tief beeindruckt.« Nachdem die Mauer fiel, lernte er

einen weiteren, einen noch himmlischeren Himmel kennen.

Wenn er von der Zeit in Deutschland erzählt, leuchten seine Augen. Er schwärmt von seinen Freunden, vom guten Sozialsystem, der starken Wirtschaft und den schnellen Autos. Eine himmlische Zeit. Dennoch verließ er das Land 1993.

»Vielleicht habe ich damals falsch entschieden«, sagt er heute. Und starrt wieder nachdenklich auf die Colabüchse.

Aber er wollte seinem Land helfen. Dafür war er ja auch ausgebildet worden. Weil nur wenige Kambodschaner einen Abschluss besaßen, brauchte das Land unbedingt Fachkräfte. »Aber in Kambodscha sind die Dinge anders«, sagt er fast resignierend. Er wurde landwirtschaftlicher Berater: ein niedriger Beamter – wie so viele der wenigen Menschen mit guter Ausbildung. Hohe Beamte, also jene mit Macht, waren meist ehemalige Dschungelkämpfer und Militärbefehlshaber – Menschen mit wenig Bildung.

Hinzukam der schlechte Verdienst: gerade hundert US-Dollar im Monat. Was ihm jedoch am meisten zu schaffen machte, war der Kulturschock. »Es war sehr schlimm«, erinnert er sich. »Ich hätte nicht gedacht, dass mir die Umstellung so schwer fallen würde.«

Zuerst fiel ihm die furchtbare Korruption auf: Für alles musste er irgendjemanden bestechen. Dann der Schmutz. Als Kind hatte er gern Kokosnussmilch getrunken. Fünf Jahre waren ver-

gangen, seit er die letzte genossen hatte. Deshalb kaufte er als eine seiner ersten Taten eine Kokosnuss an einem Straßenimbiss. »Köstlich! Und all die Erinnerungen!« Dann begann er, einen Abfallkorb zu suchen. »Aber es gab keinen!« Er trug die Kokosnuss hin und her, die Straßen von Phnom Penh hinauf und hinunter. Seine Schwester lachte über ihn und erklärte, hier sei nicht Deutschland, sondern Kambodscha. Er könne sie wegschmeißen, egal wohin.

Einen Tag später besuchte er ein Straßenrestaurant ähnlich jenem, in dem wir sitzen. Ein halbes Jahrzehnt zuvor hatte er dort zum Frühstück Nudelsuppen geschlürft, wenn das Geld es erlaubte. Aber nun stutzte er. Zum Säubern der Finger wurden nicht wie in Deutschland Servietten gereicht, sondern Toilettenpapier. Und die Leute spuckten ungeniert auf den Boden, wo sich bereits alte Knochen und Papierknäuel stapelten. Sie redeten laut und rauchten. Savy zwischen den Welten. Er bestellte eine Nudelsuppe und rührte sie nicht an. »Fünf Jahre zuvor hatte mich nichts davon gestört. Damals gab es noch nicht einmal Toilettenpapier auf den Tischen. Es gab nichts, um sich die Hände abzuwischen. Jetzt war mir plötzlich alles zuwider.«

Wenn er seiner Familie und seinen Freunden von Deutschland erzählte, von der Krankenversicherung, der Sozialhilfe und von den Agrarsubventionen, klang er wie Münchhausen. Sie hörten ihm gespannt zu – und lachten. »So eine dumme

Regierung«, erklärten sie mir, »sie schenkt den Bauern Geld. Und den Arbeitslosen auch!« Sie brüllten vor Lachen, so witzig fanden sie diese Konzepte. Und so unverständlich.« Savy greift erneut nach seiner Coladose und leert sie. Mit einem Seufzer stellt er sie auf den Tisch zurück. »Und sie lachen noch heute darüber«, ergänzt er. »Sie glauben es noch immer nicht. Zumindest die Alten. Die jungen Leute wissen jetzt durchs Internet besser Bescheid.«

Savy gründete eine Familie. Weil das Beamtengehalt zum Leben nicht reichte und er keine Gelegenheit bekam, als Ingenieur zu arbeiten, wurde er freiberuflicher Reiseleiter. Anfangs veranstaltete er Touren durch Phnom Penh, dann zog er nach Siem Reap, wo die Aufträge zahlreicher waren. Hier lebt er mit seiner Frau und zwei Kindern in einem einzigen, dreißig Quadratmeter großen Zimmer, in dem die Temperatur in den heißen Monaten deutlich über dreißig Grad steigt. Bis heute bedauert er, dass sein harter Kampf während des Studiums fast vergeblich war.

Fast. Denn sein Fleiß zahlt sich noch heute aus. Obwohl er nur fünf Jahre in Deutschland lebte, ist sein Deutsch fast perfekt. »Die deutsche Sprache ist mein wertvollstes Kapital«, erklärt Savy. Sie ist sein Alleinstellungsmerkmal, mit dem er die Konkurrenz aussticht. Vor allem in der Trockenzeit betreut er Gruppen von bis zu fünfunddreißig Personen – über tausend Kunden im Jahr. Die deutschsprachigen Besucher sind beeindruckt,

wie gut er sich in ihrer Kultur und Mentalität auskennt. Sie zahlen gut, verlangen aber auch viel. »Ich denke, das ist fair«, sagt er und kichert wieder vor sich hin.